

„Ach lassen Sie doch bei Gott, dies Geträcz," sagte der andre und setzte sich, indem er sich vom Kissen erhob auf die Bank.

„Aber nein, ich habe es doch nur so zur Beleuchtung meines Gedankens . . ." sagte der erstere im Tone unwillkürlichen Verdrusses. „Ach spreche doch nicht von physischer Angst . . . wenn Gott will, kommen wir glücklich ans Ziel . . . nur zu unsrer Unterhaltung war das: Auch hier ist doch alles ganz gewöhnlich. Schließlich ist es nur ein Strich auf dem Papier, den irgend ein Herr in Petersburg gemacht hat . . . und der Herr ist ein ganz gewöhnlicher Herr: das Röckchen und die Krawatte und das anständige Aussehen . . . Seine Kinderchen liebt er und der Frau macht er selbstverständlich Geschenke . . ."

Er verstummte. Der Herr in den buntgestreiften Hosen faugte nervös an einer Cigarette und sagte: „Pui! Haben Sie mir einen Schreden eingejagt, Pawel Semjonitsch, bei Gott! Denn wirklich, weiß der Teufel, da schläft diese Canaille ein und es passiert etwas . . . Wieher sind diese Eisenbahnkerls! Nun, jetzt kann man nicht mehr schlafen. Wollen wir von etwas anderm . . . Sind Sie schon lange in Tichodol?"

Pawel Semjonitsch warf den Cigarettenstummel fort und antwortete: „Ja in Tichodol. Wissen Sie, das ist so ein elendes Nest . . . Das ist da wie in einer Grube. Ein Lehrer, ein Amtsrichter, ein Steuereinnahmer . . . Bist du einmal dahinein geraten, dann bist du vollständig vergessen und aus der Zahl der Lebenden gestrichen . . . Der Franzose Lampi blieb da so lange, bis er seine volle Pension erhielt und seine Enkel in demselben Gymnasium untergebracht hatte . . ."

„Ja, ich erinnere mich," sagte Ilya Petrowitsch. „Ich habe mich da, wie Sie sehen, herausgerissen. Wirklich, dies Nest, weiß der Teufel, nicht mal einen Klub hat es."

„Einen Klub giebt es jetzt schon, aber trotzdem ist die Stadt elend und schmutzig . . ."

„Ich lebe allerdings ganz draußen vor der Stadt. Das kam so, erstens sind da die Wohnungen billiger und zweitens ist man gleich in der freien Luft. Es ist zwar vom Gymnasium sehr weit, aber das hat auch seine gute Seite — Bewegung. Nun, auch die Wohnung ist sehr bequem. Erinnern Sie sich vielleicht, Ilya Petrowitsch, an das Haus von Budnikow?"

„Gewiß, gewiß, ich erinnere mich," entgegnete Ilya Petrowitsch, scheinbar zufrieden, daß das Gespräch in ein ruhigeres Fahrwasser gelenkt war. „Auch Simeon Nikolajewitsch kannte ich. Ein gebildeter Mann von blühender Gesundheit."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schutzpatron der Ordnungstretter.

Es ist seit manchem Jahre bekannt, daß der ordnungsliebende Teil der Völker Europas die Verteidigung der heiligsten Güter unter dem Patronat eines besonderen Schutzengels betreibt. Auch sibiel darf als feststehend gelten, daß einem der drei Erzengel die Protektion der Ordnungstretter als Specialresort zugewiesen wird. Fraglich kann nur sein, welcher von den dreien die erhebende Aufgabe der Umsturzabkämpfung auf sich genommen hat, ob Raphael, Gabriel oder Michael der Schutzengel der heiligsten Güter ist. Gemeinhin wird Michael als Ordnungsschutzpatron in Anspruch genommen. Dafür scheint ja auch jene Stelle der Apokalypse zu sprechen, wo der streitbare Michael den „großen Drachen, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas", zum Himmel hinauswirft. Nichtsdestoweniger ist diese Ansicht ein Irrtum. Soeben ist darüber Klarheit geschaffen worden durch die attemmäßige Veröffentlichung einer Offenbarung, die zwar schon vor bald hundert Jahren ergangen ist, aber bisher im Staub eines französischen Familienarchivs unter allerhand gleichgültigen Sachen begraben lag. Daraus hat nun Herr Dom Dubourg das unschätzbare Dokument hervorgeholt, und sein Kollege von der archäologischen Gesellschaft des Departements Tarn et Garonne, Herr Oberstlieutenant Forel, hat sich den Dank aller Wahrheitsfreunde verdient, indem er im laufenden Hefte der Zeitschrift jener antiquarischen Vereinigung die „Gesichte Thomas Martins im Jahre 1816" zur Kenntnis der Nachwelt brachte.*)

Das Jahr 1816 war ein geeigneter Augenblick, das Frankreich dieses Zeitpunktes eine geeignete Lokalität für contrerevolutionäre Offenbarungen. Man erinnere sich, daß der russische Zar Alexander I. vatermörderlichen Angebens soeben die heilige Allianz gestiftet hatte, und daß der regierende Franzosenkönig Ludwig XVIII. Mitglied des frommen Fürstenvereins zur Bekämpfung des Umsturzes drachens geworden war. Der allerchristlichste König konnte die Unterstützung seiner mehr oder weniger christlichen Kollegen von Gottes Gnaden gut gebrauchen, sintemal er überhaupt bloß ein König von Auslands Gnaden war. 1814 hatte die Armee der verbündeten Russen, Preußen, Oestreicher und Engländer dem besiegten Frankreich die Wiederherstellung des durch die große Revolution verjagten Bourbonentums aufgezwungen. Die Bourbonen und ihre Verbannungsgenossen aus dem Adel und der Geistlichkeit gingen als Leute, die nichts gelernt und nichts vergessen, alsbald mit Feuereifer an die Restauration der verschwundenen feudal-kerikalen Herrlichkeit aus vorrevolutionärer Zeit. So machten sie sich vor Ablauf eines Jahres beim französischen Volk dermaßen beliebt, daß Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba 1815 als das kleinere Uebel überall mit Freuden empfangen wurde. Die Bourbonen zogen zum zweitenmal mit ihrem ganzen Anhang ins Exil. Diesmal aber nur auf hundert Tage. Dann hielten sie unter dem Schutz der preußisch-englischen Bajonette, die bei Waterloo dem napoleonischen Kaiserthum den Rest gegeben hatten, von neuem ihren Einzug in Paris.

Es läßt sich leicht denken, daß die Bourbonen nach solchen Erfahrungen alle Chöre spielen ließen, um den Umsturz dauernd zur Ruhe zu bringen. Blaue Bohnen und kaltes Eisen spielten dabei die Rolle der ersten Geige. Zwar die Regierung ließ offiziell bloß wenige Generale erschließen, die 1814 das Bourbonenkönigtum im Stich gelassen hatten. Die Hauptsache besorgte die gern gesehene Lynchjustiz frommer Katholiken und eifriger Royalisten aus dem Volke. Der „weiße Schreden" tobte widerstandslos, besonders in den südlichen Provinzen. In und um Nîmes z. B. fielen die königstreuen Katholiken über die republikanischer Gesinnung verdächtigten Protestanten her, um sie in großen Mengen zu plündern und niederzuzumeln. Die Leiter dieser planmäßigen Massenmorde waren wohlbekannt, aber vor jeder Verantwortung sicher: ein Abgeordneter, der die Sache in der Kammer zur Sprache bringen wollte, ward durch das Butgebrüll seiner Kollegen und den Ordnungsruf des Präsidenten daran verhindert. In der Sache war System. Zu Avignon ward der Marschall Brune als ehemaliger Republikaner vom Pöbel erschossen. Die Behörden erkannten auf Selbstmord, und die Thäter gingen straflos aus. Dagegen wurden am 27. Juli 1816 in Paris drei arme Teufel guillotiniert, nachdem ihnen zuvor die rechte Hand abgehauen worden war. Diese Strafe des Vatermordes traf sie deshalb, weil sie sich durch einen Lockspizel einen unsinniger Plan hatten einblasen lassen, die Tuileries in die Luft zu sprengen. Das kann nicht überraschen, wenn man bedenkt, daß alle Garantien der persönlichen Freiheit zu Gunsten einer grenzenlosen Polizeiwillkür abgeschafft waren, und daß schon auf bloßen aufrührerischen Ausrufen barbarische Strafen standen. Es waren gesegnete Zeiten für die Frommen im Lande. Der Prozeffion, wie aller andren Kundgebungen rechtgläubigen Kirchentums war kein Ende. Nichts, was in ihren Kräften stand, unterließ die allmächtig herrschende Merisei, um des Umsturzdachens Herr zu werden.

Da kam also eine Offenbarung, die jedermann kundthat, daß die regierenden Ordnungspolitiker mit ihren gottseligen Mitteln auf dem rechten Wege seien, außerordentlich gelegen. Einem einfachen Bäckerlein aus der Nachbarschaft von Chartres ward sie in diesem Jahre des Heils 1816 zu teil. Thomas Martin hieß der Auserwählte. Bis dahin — bis zu seinem vierunddreißigsten Jahre — war weiter nichts von ihm zu melden gewesen, als daß er im Dorfe Gaillardon, vier Meilen von Chartres sein Güdchen bebaut und für einen ehrlichen Mann galt, der das Pulver nicht erfunden hatte. Am 15. Januar 1816 aber passierte ihm das Wunderbare, das ihn über Millionen seiner Mitbanern hinaus hob. Er war gerade bei der prosaischen Beschäftigung, auf seinem Kleeland Mist auszubreiten. Da bemerkte er plötzlich vor sich einen Fremdling von hohem, schlankem Wuchs und blassem Antlitz mit hohem Hut und in langem, braunem Lieberock. „Martin," rebete der Fremde ihn an, „benachrichtigen Sie den König, daß seine Person und die Fürsten in Gefahr sind, daß man schlimme Pläne gegen die Regierung hat, und daß mehrere unsfürgerische Schriften in den verschiednen Teilen seiner Staaten circulieren." Martin verspürte zunächst keinen Appetit zu dem schwierigen Auftrag und gab in seiner Antwort dem Unbekannten anheim, die Mission selber auszuführen. „Weder ich, noch andre sollen mit dem Könige sprechen," erwiderte der Fremde. „Gott will es nicht. Sie allein sollen ihn auffuchen, wie ich Ihnen es befehle." Sprach und verschwand vor den Augen Martins, dem die Haare zu Berge standen, wie die Gestalt drei oder vier Fuß hoch von der Erde emporschwebte und sodann in die Luft zersfloß.

Das war nicht das einzige Wunder dieses Tages; denn, als Martin nun wieder zu arbeiten begann, vollendete er mit zauberhafter Schnelligkeit in einer Viertelstunde, wozu er sonst einen halben Tag gebraucht. Ganz außer sich kehrte er nach Hause zurück, ohne aber an die Ausführung des ihm gewordenen Auftrags entfernt zu denken. Indef er ward gemahnt. Zwischen dem 18. und 24. Januar erschien ihm die geheimnisvolle Persönlichkeit bei vier Gelegenheiten, warf ihm mit Strenge seine Trägheit vor und erneuerte

*) Les apparitions de Thomas Martin en 1816. Par M. le lieutenant-colonel Forel, membre de la Société archéologique. Bulletin archéologique de la Société archéologique de Tarn et Garonne. Montauban, 1908. pag. 177 ff.

den Befehl. Krant vor Aufregung begiebt Martin sich schließlich zum Pfarrer Laperruque von Gaillardon, offenbart ihm alles und bittet um seinen geistlichen Rat. Der Pfarrer selber weiß sich keinen Rat. Er giebt Martin einen Empfehlungsbrief an den Bischof in Versailles, der den Bauer einer langen Befragung unterzieht, ohne ein Fehl an ihm zu entdecken. Er entläßt Martin mit der Mahnung, im Falle neuer Gesichte an den Pfarrer darüber zu berichten. Zwischen dem 27. Januar und dem 5. März 1816 hatte Martin drei neue Intervius mit dem großen Unbekannten, bei deren letztem Martin benachrichtigt wird, daß er am folgende Tage vor der obersten Behörde des Departements erscheinen müsse. In der That erhält der Pfarrer von Gaillardon am 6. März vom Herrn de Breteuil, dem Departementspräsidenten, den Befehl, Martin vorzuführen. Nach fünfviertelstündigem Verhör unter vier Augen war Herr de Breteuil schier außer sich vor Erstaunen über das wunderbare Begebnis und teilte dem Abbé Laperruque seine Entschlieung dahin mit: „Ich wurde nicht müde, ihn anzuhören. Der Polizeiminister soll Ihren Mann sehen. Ich werde ihn unter Führung einer Person hinschicken, die ihn nicht aus den Augen verlieren soll.“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

th. Der Inseratenteil. Eigentlich ist er das interessanteste von der ganzen bürgerlichen Zeitung. Wer ihn richtig zu lesen weiß, liest viel daraus. Gewiß, er besteht nur aus Annoncen, aber was die Annoncen nicht erzählen! Das Leben selbst spricht aus ihnen, das Leben in all seinen Höhen und Tiefen, in seinen Harmonien und Dissonanzen. Jede Annonce für sich bedeutet eine Geschichte, und nun erst alle nebeneinander.

Da sind zunächst die Heiratsanzeigen. Von der „heiligen Ehe“ schwärmt der Philister. Jawohl — heilige Ehe! Heilige Ehe auf Liebe gegründet, während der „beliebte Weg durch die Zeitung“ doch „nicht mehr ungewöhnlich“ ist.

Man trifft übrigens gute Gesellschaft auf diesem Wege, sehr viel „Kavaliere“, auch solche mit „altadligem Namen“. Sie sind sogar in der Ueberzahl, es ist ungläublich, wieviel Kavaliere Sehnsucht nach einem „gemüthlichen Heim“ und einer „glücklichen Ehe“ haben. Was man so „unter Kavaliere“ „glückliche Ehe“ nennt. Geld gehört natürlich dazu, viel Geld. Wo die „Ausgewählte“ Geld hat, darf sie sogar „auch bürgerlicher Herkunft“ sein. Für eine Mitgift mit fünf, sechs Nullen thut ein wirklicher Kavaliere eben alles.

Die Andern wissen übrigens auch was sie wollen. Der höhere Beamte sieht so gut „auf einiges Vermögen“, wie der „vornehme“ Kaufmann, der sich auch „gern in ein Geschäft einbeirater.“ Handwerksmeister lieben „Ersparnisse“, wenn es auch nur „einige“ sind und eine „gute Wirtschaft“ dabei ist.

Man kann sich auch sonst orientieren, was auf dem Heiratsmarkt als „prima Ware“ gilt. Die „Frau und das Mädchen ohne Anhang“ sind sehr begehrt, die Frau die „mit verdient“ desgleichen. Witwen werden „auch“ genommen.

Nebenbei bemerkt, sind es nicht bloß die Männer, die beim Heiraten ein Geschäft machen wollen, auch unsre Damen verstehen zu rechnen, der gebildete Herr mit dem guten Einkommen und „der bessere Mann in sicherer Lebensstellung“ sind ihnen sehr begehrte Artikel, auch den Beamten nehmen sie gern, bei dem weiß man wenigstens, daß man — verjorgt ist.

„Ja, Geld allein macht nicht glücklich, man muß auch welches haben“, sagen diese Berliner und daß sie wieder einmal recht haben, lehrt uns eine andre Subrit des Inseratenteils, der „Geldverkehr“. Was wird da nicht geboten und gesucht. Da steht der Mann, der beim Ehegeschluß vielleicht mehr „auf Herz und häusliches Gemüt“ als auf Mitgift und Vermögen sah, um Hilfe für die kranke Frau. Da bittet das arme Mädchen um ein Darlehen, da ruft der arbeitslose Familienvater „Ebedenkende“ um Beistand an. In tausend Seufzern ruft die Not, verschuldete und unverschuldete, nach Halt und Stütze. Wird man sie ihr geben?

Geld ist da! Oh, Geld die Menge! In Tausenden und Zehntausenden wird es verliehen.

An die, die da Not leiden? Oh nein! Gegen Sicherheit nur und gute Zinsen.

Ja, man wird doch sein gutes Geld nicht etwa ohne Sicherheit fortgeben? Und wer keine Sicherheit hat, was thut der? Oh, es giebt noch Hilfe. Noch melden die Pfandhäuser alle Tage, daß sie „jede Wertsache“ hoch beleihen. Noch künden die Althändler in langen Annoncen, daß sie Betten, Wäsche, Kleidungsstücke ohne Prahlerei mit den allerhöchsten Preisen begahlen. Es bedarf nur einer Postkarte, und sie kommen sogar „per Rad“ um dein letztes Hab und Gut für einen — Bettel abzuhandeln.

Und neben aller Not des Lebens Lust. In großen Inseraten Ioden Spiel und Tanz, Theater, Vergnügen, Puz und Tand. Alle Herrlichkeit der Welt ist da, man braucht sich nur zu bilden, um sie aufzunehmen. Wenn man es nur immer könnte. Viele können es nicht und thun es doch. Und so erzählen andre Annoncen von den Auktionen des Gerichtsvollziehers, von vernichteten Erbsitzen.

Der Philister weist entriistet auf den Arbeitsmarkt. „Seht hier her“, sagt er, „es giebt ja so viel Arbeit.“

„Oh ja, es giebt Arbeit, Arbeit die Menge! In dumpfen Fabriksälen und finsternen Arbeitsstuben, in engen Comptoirs und lärmvollen Bazaren. Arbeit mit vieler Mühe und wenig Lohn. Und daneben all die lodende Lust, und daneben jene kleinen Inserate, in denen sich reiche, lebensfrohe Herren lebensfrohe Freumbinnen suchen — spätere Heirat nicht ausgeschlossen.“

Die „spätere Heirat“ kommt gewöhnlich nie... aber die Tragödie des Lebens lauert dahinter...

Das sind die Romane des Inseratenteils, die Romane, die das Leben selber schreibt. —

en. Die Eisenbahn nach Mekka und Medina. Es wird nicht mehr lange dauern, so werden auch die großen jährlichen Pilgerfahrten der Mohamedaner nach ihren Heiligthümern in Mekka und Medina mit der Eisenbahn stattfinden. Das wird übrigens ein großer Segen sein, weil die Gefahr der Verbreitung ansteckender Krankheiten, die in jedem Jahr durch das Zusammenströmen vieler Tausender von meist mit den einfachsten Grundsätzen der Hygiene nicht vertrauten Mohamedanern entsteht, durch die Beförderung der Pilger mit der Eisenbahn um einiges vermindert werden dürfte. Die Engländer planen schon seit einer Reihe von Jahren den Bau einer Bahnlinie von Suez über Medina bis zum nördlichen Persischen Meerbusen, also quer durch die ganze Arabische Halbinsel; der Sultan hat jedoch seine Zustimmung zu diesem Projekt hartnäckig verweigert. Der Grund zu dieser Weigerung ist wahrscheinlich der Wunsch, die Bahn nach den mohamedanischen Heiligthümern in türkischem Besitz zu wissen. Daher sind in der ganzen muslimanischen Welt Weitrüge zum Bau einer Eisenbahn von Damascus nach Mekka gesammelt worden; sie sollen jetzt eine genügende Höhe erreicht haben. Die Arbeiten sind bereits an Unternehmer vergeben und werden angeblich bald in Angriff genommen werden. Die Linie wird der großen Karatamenstraße folgen, die seit den ältesten Zeiten den Handelsverkehr zwischen der Hauptstadt Syriens und den beiden heiligen Städten Arabiens vermittelt. Die Strecke von Damascus nach Muzerib (120 Kilometer) war schon unabhängig von der jetzigen Plänen in Angriff genommen und wird vermutlich noch in diesem Jahre fertiggestellt werden. Von Muzerib soll die Linie nach dem Nordende des Toten Meeres verlaufen, dann weiter nach Maan, an der Südgrenze von Palästina, bis wohin die vorbereitenden Studien für den Eisenbahnbau gelangt sind. Vor Maan ist eine Zweigbahn nach Akaba am gleichnamigen Meerbusen des Roten Meeres in Aussicht genommen.

Für die Ausführung dieser ersten Arbeiten sind bisher über 150 000 türkische Pfund ausgegeben worden. Mit dem Mittelmeer wird die neue Bahn durch die Linie Damascus—Beirut verbunden werden, vielleicht auch noch durch einen weiteren Zweig in der Höhe des Sees von Liberias. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ein neues Aderunkraut. F. Ludwig schreibt im „Prometheus“: Die aus Südeuropa stammende Pflanze Silene dichotoma, das gabelästige Leimkraut, taucht in den deutschen Floren zuerst als verwildert Mitte der achtziger Jahre auf, so 1886 bei Brünn, Wien, Köpenick, 1890 bei Prust (Westpreußen). Der Jahresbericht der Kommission für die Flora von Deutschland meldet aber erst für die Jahre 1892—1895 eine weitere Verbreitung (besonders durch den Klee samen). Sie scheint eines der lästigsten Unkrauter der Kleefelder zu werden, wenn nicht bald Maßregeln zur Ausrottung getroffen werden. Durch den fremdländischen Bezug des Samens für Klee und Getreide werden auch andre Unkrauter eingeführt, auf die man ein wachsames Auge haben muß. So findet sich die durch widerlichen Gestank ausgezeichnete Doldenpflanze Bifora radians, die „Doppelfugel“, welche vordem nur in Südeuropa und bei Rodiehrad in Böhmen vorkam, jetzt auf Aedern bei Jülich, Münsingen in Württemberg und seit diesem Jahr zwischen der Saat bei Greiz. Der widerliche Gestank dieser Pflanze, welcher rasch die Kleider durchdringt und auch von den Händen erst nach mehrmaligem Abwaschen schwindet, wird merkwürdigerweise in den Floren nicht erwähnt. Er wird mir aber durch Herrn Professor Paul Ascherjon bestätigt. Letzterer schrieb mir: „Daß die Art intensiven Wanzengeruch hat, habe ich selbst in Warna wahrgenommen, wo ich 1887 zwei Stunden auf den Zug warten mußte. Ich packte wenige Exemplare in mein Pflanzenpapier, warf sie nachher aber weg, weil ich vor den rumänischen Zollbeamten und ihren Reklams-Belleitaten gewarnt wurde. Der Geruch blieb aber; die Zollner schnüffelten, konnten aber nichts beanstanden.“ —

Geologisches.

— Erdschichten-Schwankungen. Auf der jüngst zu Kopenhagen abgehaltenen Versammlung der Internationalen Erdmessung beschäftigte man sich auch mit dem Problem der Erdschichten-Schwankungen. Die bisherigen Ergebnisse der Forschungen auf diesem Gebiet lagen der Kopenhagener Versammlung im ersten Band der von Th. Albrecht in Kopenhagen herausgegebenen Resultate des Internationalen Breitendienstes vor. Aus dem reichen Inhalt dieses Werkes teilt die „Vossische Zeitung“ folgendes mit: Für die Bahn, welche der jetzige Nordpol auf der Erdoberfläche um einen als fest angenommenen mittleren Pol beschreibt, hat sich für die Jahre 1900 bis 1902 eine ziemlich unregelmäßige Spirallinie ergeben, deren größter Ausschlag etwa in den Juli des Jahres 1902 fällt. Dabei

finden diese Schwankungen der Erdachse im Erdkörper in solcher Weise statt, daß durch jene Polbewegungen auf der Oberfläche unseres Planeten sowohl wie die geographischen Breiten als auch die geographischen Längen aller Beobachtungsstationen veränderlich werden und in jedem Augenblick einer bestimmten kleinen Korrektur bedürfen, um sie auf einen bestimmten Zeitpunkt zu bringen und miteinander vergleichbar zu machen. Die fortlaufende Ermittlung dieser Korrekturen der geographischen Koordinaten ist gerade die Hauptaufgabe jenes internationalen Breitendienstes, der soeben kurz beschrieben worden ist. Unwillkürlich drängt sich hierbei die Frage auf, woher solche Schwankungen der Erdachse kommen mögen. In früheren, den sogenannten geologischen Zeitaltern der Erde, wo noch die Erstarrungen der Erdkruste und die Gestaltungen ihrer Oberfläche durch vulkanische und neptunische Kräfte vor sich gingen, traten zweifellos gewaltige Verlagerungen der Erdachse und im Zusammenhange mit solchen Verschiebungen der geographischen Pole auch enorme Klimaänderungen auf. Diese Sturm- und Drangperiode unserer Erde ist seit langer Zeit überwunden, und wir haben es jetzt glücklicherweise nur noch mit kleinen periodisch hin- und hergehenden Schwankungen der Erdachse zu thun, welche klimatisch ohne Einfluß sind und nur noch bei genaueren astronomischen und geographischen Ortsbestimmungen in Frage kommen. Diese kleinen periodischen Schwankungen der Erdachse werden hauptsächlich durch geologische und insbesondere durch meteorologische Vorgänge veranlaßt, die eine zumeist mit den Jahreszeiten zusammenhängende verschiedene Belastung der Erdoberfläche mit sich bringen, ohne daß ein bestimmter gesetzmäßiger Verlauf sich erkennen läßt. Allein die oft sehr großen Luftdruckverschiebungen, welche auf weiten Erdgebieten durch die häufig starken Barometeränderungen sich kundgeben, genügen, wie genaue Rechnungen zeigen, um durch verschiedene Belastung der Erdoberfläche einen Ausschlag der Hauptträgheitsachse unseres Planeten hervorzurufen. Dazu kommen noch Luftverschiebungen mit den Jahreszeiten zwischen der nördlichen und südlichen Halbkugel der Erde sowie gewaltige Meeresströmungen, um solche Ausschläge der momentanen Drehachse unserer Planeten um ihre mittlere Lage zu verstärken. Da hauptsächlich meteorologische Ursachen den Erdschwankungen zu Grunde liegen, kann natürlich von einem streng gleichmäßigen Verlaufe jener wichtigen Vorgänge nicht die Rede sein; dieselben müssen vielmehr noch für lange Zeit andauernd verfolgt werden, um auf Grund fortlaufender Beobachtungen vielleicht allmählich zu einer zuverlässigen theoretischen Vorausberechnung zu gelangen. —

Technisches.

ck. Die Diamantschleiferei in Amsterdam. Die seit langem schon in Amsterdam betriebene Diamantschleiferei ist heute eine der wichtigsten Industrien der Stadt. Tausende von Diamanten werden jährlich von Südafrika dorthin geschickt, um geschliffen und poliert zu werden. Im 15. Jahrhundert wurde die Diamantschleiferei als Industrie in Amsterdam begründet, und seitdem ist sie ständig, wenn auch mit wechselndem Erfolge dort betrieben worden. Jetzt sind in Amsterdam 60 Firmen als Diamantschleifereien und Polierwerkstätten eingetragen. Die Fabriken liegen in verschiedenen Stadtteilen, einige in engen, belebten, malerischen Hinterstraßen, andre an den Ufern eines breiten, schönen Kanals. Einige große Firmen führen in ihren Fabriken alle drei Verfahren durch, denen ein ungeschliffener Diamant unterworfen ist, ehe er zum Juwelier kommt; andre beschäftigen sich nur mit der zarten und schwierigen Arbeit des Diamantpolierens. Ein Diamant muß gespalten, geschliffen und poliert werden; das letzte Verfahren dauert am längsten und ist am schwierigsten, da es unter der Leitung der geschicktesten Arbeiter ganz von Maschinen gemacht wird. In einer großen Amsterdamer Fabrik, die W. G. How in „The Worlds Work“ schildert, sind 300 bis 350 Männer und etwa 20 Frauen beschäftigt. Letztere haben einen besonderen Arbeitsraum und sind mit dem Schleifen der Diamanten beschäftigt. In einem Jahr werden in dieser Fabrik allein 400 000 Diamanten geschliffen und poliert; davon kommen 90 Proz. aus Südafrika, hauptsächlich von der De Beers-Mine in Kimberley. Das Diamantspalten ist schnell gemacht; deshalb sind nur 12 Leute damit beschäftigt, die aber sehr geschickt sein müssen. Es ist Handarbeit ohne Hilfe einer Maschine; sie besteht darin, daß der rohe ungeschliffene Diamant, der Fehler oder Sprünge hat, in mehrere fehlerlose Steine gespalten wird. Beim Spalten wird vermittelst eines andern, als Messer gebrauchten Diamanten ein großer Druck auf die schwachen Stellen ausgeübt, nachdem beide Diamanten in birnförmigen Rahmen befestigt worden sind. Diese hält der Arbeiter fest in der Hand und verfährt dann nach dem Sprichwort, daß „nur ein Diamant einen Diamanten schneiden kann“. Das Schleifen wird auch mit der Hand gemacht, und zwar von Frauen. Nur bei sehr großen Steinen bedient man sich dazu einer Maschine, und diese Arbeit wird dann einem Mann anvertraut, der allein in einer besonderen Werkstätte thronet. Die geschickten Amsterdamerinnen schleifen jährlich Tausende von Diamanten. Sie sitzen an mehreren kleinen Tischen und runden die Steine, d. h. sie schleifen jede harte Ecke ab und bereiten die Steine zum Polieren vor. Das Schleifen und Runden der Steine wird auch wie das Spalten mit einem andern Diamanten gemacht, der in der geschickten Hand der Frauen zu einem scharfen, kräftigen Messer wird. Der Diamant, der geschliffen werden soll, wird in der linken Hand gehalten, nachdem er auch fest in einen Holzrahmen gespannt worden ist. Einige Diamanten sind so klein, daß sie sehr

sorgfältig gehandhabt werden müssen, damit keiner verloren geht, und da jedes Mädchen für die ihr gegebenen Diamanten verantwortlich ist, fehlt es nicht an der erforderlichen Sorgfalt. Bei einer täglichen Arbeitszeit von acht Stunden verdienen die Frauen 8 bis 20 Gulden (14 bis 35 M.) wöchentlich. Wenn die Diamanten durch scharfen Druck auf jede Stelle der Oberfläche genügend gerundet sind, so werden sie poliert. In der Fabrik sind in zehn großen Räumen 300 Mann mit dieser Arbeit beschäftigt. Bei dem Polieren bekommen die Diamanten die genügende Anzahl „Seiten“, wie der technische Ausdruck heißt. Die Diamanten werden in zwei Klassen geteilt, Brillanten und Rosen; die Zugehörigkeit zu einer der beiden Klassen hängt von der Anzahl der Seiten ab. Ein Brillant hat 58 Seiten, eine Rose 24. Nachdem jeder Stein in einen kleinen Zinkrahmen verlötet ist, werden die Drehscheiben in Berührung mit dem rohen, abgerundeten Diamant gebracht. Die Rahmen werden in einen größeren gebracht, der gleichzeitig vier hält, und die Diamanten, ehe sie an die Räder gebracht werden, in ein Gemisch aus Oel und Diamantenstaub getaucht. Einige Räder drehen sich bis 2000mal in der Minute, und bei jeder Drehung wird ein Teil des Diamanten sehr stark poliert. Dann wird der Diamant herausgenommen und wieder verlötet, damit eine andre Seite gleichfalls poliert wird. Bei jedem Brillanten muß das Herausnehmen und Polieren wenigstens 20mal vorgenommen werden, bei jeder Rose 6mal. Der Brillant bekommt auch zwei zugespitzte Enden, die Rosendiamanten ein spitzes und ein flaches. Erst nach dieser Arbeit sind die Steine gebrauchsfertig für den Juwelier. —

Humoristisches.

— Im Orient-Expreß. Erster Reisender (sich vorstellend): „Mitleid, Agent der Unfallversicherung „Providentia“ in Aschersleben.“

Zweiter Reisender: „Meierstein, Sargfabrikant in Gos.“

Erster Reisender: „Ja, da schau'n S', Herr Nachbar! Fliegen mer jetzt nit in die Luft, da mach' i's Geschäft. Und fliegen mer in die Luft, da machen halt Sie 's Geschäft. Leben muß der Mensch!“ —

— Aengstlich. Medizinalrat (vor einer Reise zu seinem Stellvertreter, einem jungen Arzt): „Meine beiden besten Patienten sind Kommerzienrat Goldstein und Staatsrat Schwefel, lassen Sie mir die ja nicht sterben!“ — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— August Strindberg hat ein neues Buch „Märchen“ geschrieben. —

— Die beiden größten dänischen Verlagsgesellschaften „Gyldendalste Boghandel“ und „Nordiske Forlag“ beschließen die Zusammenschmelzung zu einer Aktiengesellschaft. Unter den Direktoren befinden sich der Schriftsteller Peter Knudsen und der bisherige Direktor des „Nordiske Forlag“, Ernst Boyesen. —

— Roslands Lustspiel „Die Romantischen“ wird, in der Juldaschen Uebersetzung, demnächst im Schauspielhause gegeben werden. —

— „Die eiserne Krone“, ein fünftätiges Schauspiel von Fedor v. Bobeltig, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung erworben worden. —

— „Lucifer“ von Otto Erich Hartleben wird noch im Laufe dieser Spielzeit im Deutschen Theater zu Hannover in Scene gehen. —

— Paul Lindaus neues Stück wird im Hamburger Schauspielhause die Erstaufführung erleben. —

— Massenets Oper „Manon“ wird die erste Novität dieser Saison im Opernhause sein. —

— „Der Herr Kapellmeister“, eine komische Oper von Ferdinand Paër, wird im Oktober am Stadt-Theater zu Magdeburg zum erstenmal aufgeführt. —

— Der Maler Louis Corinth übernimmt am 1. Oktober ein Lehramt an den Charlottenburger Studienateliers für Malerei und Plastik. —

— Mit dem ersten Zeichen der Furcht bei Kindern beschäftigt sich Dr. Hirschmann in einem soeben erschienenen Werk. Es finden sich darin folgende Stellen: Darwin und Preyer stehen auf dem Standpunkte, daß die Furcht den Kindern angeboren oder ererbt sei und daß infolgedessen schon Furchtäußerungen in den ersten Lebenstagen zu beobachten sind. So bemerkte Darwin, daß sein Knabe im Alter von zwei Jahren beim Besuche eines Zoologischen Gartens Furcht zeigte beim Anblicke großer eingefeselter Tiere. Preyer konstatierte, daß sein Kind bereits von der siebenten Woche an bei jedem Geräusch zusammenfuhr. Die Furcht vor dem Meere, vor dem Unbekannten, vor dem Fallen und vor allem vor den Tieren hält auch Preyer für erblich, weil sie auftritt, bevor das Kind in dieser Beziehung Erfahrungen gesammelt hat. Interessant ist auch eine Tabelle, die uns Aufschluß giebt darüber, in welchem Alter das Maximum dieser Furcht liegt. Bei Knaben liegt es zwischen dem 4. und 7., bei Mädchen zwischen dem 15. und 18. Lebensjahre. Die Furcht vor Gewittern scheint besonders beim weiblichen Geschlechte entwickelt zu sein. —